



S. 4

Beziehungsexperiment:
Fast ein Jahr vertraglich verliebt

S. 7

Genderneutral:
Binäre Realitäten und queere
Toiletten

S. 11

Kurzgeschichte:
Die Stimme

S. 15

Nachruf:
Danke, Endo

S. 19

Gewalt an der Grenze:
Vermutlich sind wir alle rassistisch

S. 21

Im Gespräch mit
Slam-Poetin Gina Walter

S. 28

SUB-Seiten:
Offener Hörsaal,
geschlossene Gesellschaft

4	<i>es gcbäär</i> Fast ein Jahr vertraglich verliebt
7	<i>nachgefragt</i> Binäre Realitäten und queere Toiletten
11	<i>es bsungers ugantelig</i> Die Stimme
15	<i>fäderliecht</i> Danke, Endo
19	<i>gränzerfabrig</i> Vermutlich sind wir alle rassistisch
21	<i>plöiderlet</i> Slam-Poetin Gina Walter
23	<i>wärweisete</i>
27	<i>grümschelichische</i>
28	<i>SUB-Seiten</i> Offener Hörsaal, geschlossene Gesellschaft

Impressum

Die bärner studizytig wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4 x jährlich mit einer WEMF-beglaubigten Auflage von 12'048 Exemplaren.

Redaktion bsz

Annina Burgherr (anb), Bettina Wyler (bew), Cyril Holtz (cyh), Fabio Peter (pef), Jonas Fux (jof), Jana Schmid (jas), Janine Schneider (jsc), Lisa Linder (lil), Lucie Jakob (luj), Mara Hofer (mho), Mathias Streit (mas), Noah Pilloud (nop), Noémie Jäger (noé), Silvan Beer (sbe)

Externe

Titelseite: Mara Hofer
Illustrationen: Lisa Linder
Design & Layout: Nora Brägger, Rebekka Seiz,
Tanja Bojanić, Ivie Onaiwu
Rätsel: bsz Redaktion
Lektorat: Sophie Thomas
Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf,
Lukas Bieri; dreigestalten
Druck: CH Media Print AG, Aarau

Werbung

inserate@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern
info@studizytig.ch, www.studizytig.ch

Redaktionsschluss bärner studizytig #28:
20.04.2022
Inserate-Annahmeschluss: 12.04.2022
Erscheinungsdatum (Versand): KW 19

Adressänderungen

abo@studizytig.ch

Redaktion SUB-Seiten

Tim Röhliberger
Florian Rudolph (flr)
Julia Beck (jub)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch
Verantwortliche SUB-Vorstand: Tim Röhliberger
tim.roethlisberger@sub.unibe.ch
Lektorat SUB-Seiten: Natascha Flückiger

Redaktion VdS-Seiten

Max Liechti

Kontakt VdS

vds@phbern.ch
Verantwortlicher VdS-Vorstand: Melina Grau

Die bärner studizytig dient der Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der bärner studizytig im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen. Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die bärner studizytig trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die bärner studizytig nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch.

**Alle Artikel und mehr online:
studizytig.ch**

Editorial

Liebe Freund*innen teilgerauchter Tabakflugobjekte

Bestimmt hat es euch auch so giftig getroffen wie uns: Die beschlossene Liebe zwischen Jeanne und Mike, ihre relation amoureuse de qualité», hat sich zu einem enttäuschenden Ende entwickelt. Und ziemlich zermürend geht es weiter.

Einerseits schreibt Lukas in seinem ersten Erfahrungsbericht darüber, wie es ist, zurück in Bern zu sein und über einige wütende welterschmerzende Emotionen, die er lieber nie gehabt hätte, aber auch nicht vorschnell zu vergessen gewillt ist.

Andererseits hat die Natur Endo Anaconda, einen professionellen Propheten Dionysos' zu sich gerufen, aber wir lassen uns vom Tod dieses traurig tanzenden Sonnengottes nicht unterkriegen und widmen ihm einen Spezialnachlass.

Ausserordentlich ist auch der Abdruck einer ausgefallenen Kurzgeschichte, in welcher der zweifellose Zufall aufs Korn genommen und fahrenden Zügen in den Ausschnitt geschaut wird.

Beschämende Blicke soll es in universitären Unisextoiletten ebenfalls gegeben haben, weswegen sie in krasser Kritik stehen, aber sind es nicht gerade die blöden Blicke jener, die sich an binären Bedürfnisanstalten eh nicht stören? Welche Aussage lässt sich also über LGBTQ-Latrinen ausmachen, ist das irgendwie zu interpretieren?

Und wie ist es zu deuten, wenn eine coole Künstlerin sich fragen muss, ob sie wegen ihren intrinsischen Inhalten und der Qualität ihrer Texte, oder der banalen Beschaffenheit ihres genetisch gefixten Geschlechts eingeladen wird? Slam-Poetin Gina Walter erzählt im Interview von Feminismus, saisonalen Texten, Spagudi-Grauen und Rösti-Graben.

Die vorhin vorgestellten Fragen und viele andere ungestellte beantworteten wir bequem in gewohnt mannigfaltiger Manier in der 27. Ausgabe der studizytig. Viele vergnügliche Vorlesestunden wünscht wärmstens

eure rassige Redaktion

Fast ein Jahr vertraglich verliebt

Text: Fabio Peter
Bilder: zvg

Jeanne und Mike lieben sich nicht und haben sich nie geliebt. Trotzdem führten sie eine Beziehung.

Wieder eine Zeremonie, dieses Mal aber ohne Liebeschanson und Britney Spears. Mike und Jeanne sind zusammgekommen, um ihre Trennung formell zu beschliessen. Sie trägt ein Blumenkleid, er einen schwarzen Pullover. Auf dem Tisch in Jeannes Küche liegen zwei ausgedruckte Trennungsvereinbarungen. «Endlich hast du meinen Namen richtig geschrieben», sagt Mike und lacht. Er ist sichtlich erleichtert.

Knapp ein Jahr lang führten Jeanne und Mike eine Beziehung auf Vertragsbasis (siehe Artikel «Vertraglich verliebt» in der studizytig #23). Zuvor hatten sie sich nur zweimal kurz getroffen, um die Bedingungen des «Vertrags einer qualitätsvollen

Liebesbeziehung» zu besprechen. Bei der Idee handelt es sich um eine künstlerische Performance von Jeanne. Ein Spiel mit den sozialen Normen. Was bei vielen Paaren unausgesprochen galt, hielt Jeanne explizit und überspitzt im Vertrag fest. Sie wollte herausfinden, ob sich

Schmetterlinge im Bauch gab es keine, Gefühle aber schon.

durch einen solchen Rahmen echte Gefühle erzeugen lassen – mit einem unbekanntem Menschen.

Freiwilliger Zwang

«Es war ein anstrengendes Jahr», sagt Jeanne. Auch wenn sie beide freiwillig beschlossen hatten, die Regeln des Vertrages

zu befolgen, wurden diese schnell zu einer Belastung. Unter anderem schrieb der Vertrag vor, dass sie viermal im Monat Geschlechtsverkehr haben mussten. «Mit der Zeit fügten wir eine Klausel hinzu, laut der es auch als sexuelle Handlung galt, wenn wir nackt nebeneinander schliefen.»

Schmetterlinge im Bauch gab es keine, Gefühle aber schon – glaubt Jeanne. Am ehesten beschreibt sie ihre Beziehung zu Mike als Vertrauensverhältnis. Dass sie weder denselben Freund*innenkreis hatten, noch dieselben Orte besuchten, habe geholfen, sich zu öffnen.

Ob die Gefühle wirklich mit Mike zu tun hatten, weiss Jeanne bis heute nicht. Einmal gestand er ihr, sie betrogen zu haben.



Gefällt 470 Mal

relation_amoureuse_de_qualite 317ème jour de Couple

Temps forts de la semaine de Jeanne :

- Mon mec et moi nous séparons.
- Nous acceptons de ne plus jamais nous voir, chercher à nous voir, ni nous donner la moindre nouvelle de n'importe quelle façon que ce soit.
- Mike et moi ne sommes plus un Couple et je ne ressens rien, hormis un vague sentiment d'inaccomplissement.
- J'étais fâchée et déçue que Mike refuse de suivre la procédure de rupture définie par le Contrat.
- Nous avons partagé un dernier agréable repas ensemble.

Temps forts de la semaine de Mike :

- Je me sens très soulagé d'avoir arrêté la performance.
- C'était une décision difficile parce que j'ai toujours un sentiment de responsabilité.

Fast ein Jahr vertraglich verliebt

Statt Eifersucht oder Schmerz zu empfinden, war Jeanne enttäuscht, dass er sich nicht an den Vertrag gehalten hatte. Sie entschied sich, ihm eine Szene zu machen. «Je wütender ich mich gab, desto wütender wurde ich wirklich», sagt sie. Danach: einen Abend Funkstille, gefolgt von einer Paartherapie und einem Monat Pause. Geplant gewesen wären gemeinsame Ferien.

Zahlreiche Medien berichteten von dem Experiment. Ihre Erlebnisse teilte Jeanne auf Instagram. Über 4000 Personen folgen dem Account mit dem Namen «relation_amoureuse_de_qualité».

«Es gab Leute, die sich aus künstlerischer Perspektive dafür interessierten, andere aus Sensationsgier», sagt Jeanne. Viele fühlten sich verpflichtet, die Posts zu kommentieren und

Künstlerisches Interesse und Sensationsgier: Die Performance polarisierte und faszinierte.

Stellung zu beziehen. Manche Leute schrieben Jeanne Nachrichten zu ihren eigenen Liebesgeschichten und Trennungen. Die Performance polarisierte und faszinierte.

Wenig gemeinsame Nenner

Wenn Mike auf die Erfahrung zurückblickt, spricht er von gemischten Gefühlen. «Ich war sehr frustriert mit dieser un-

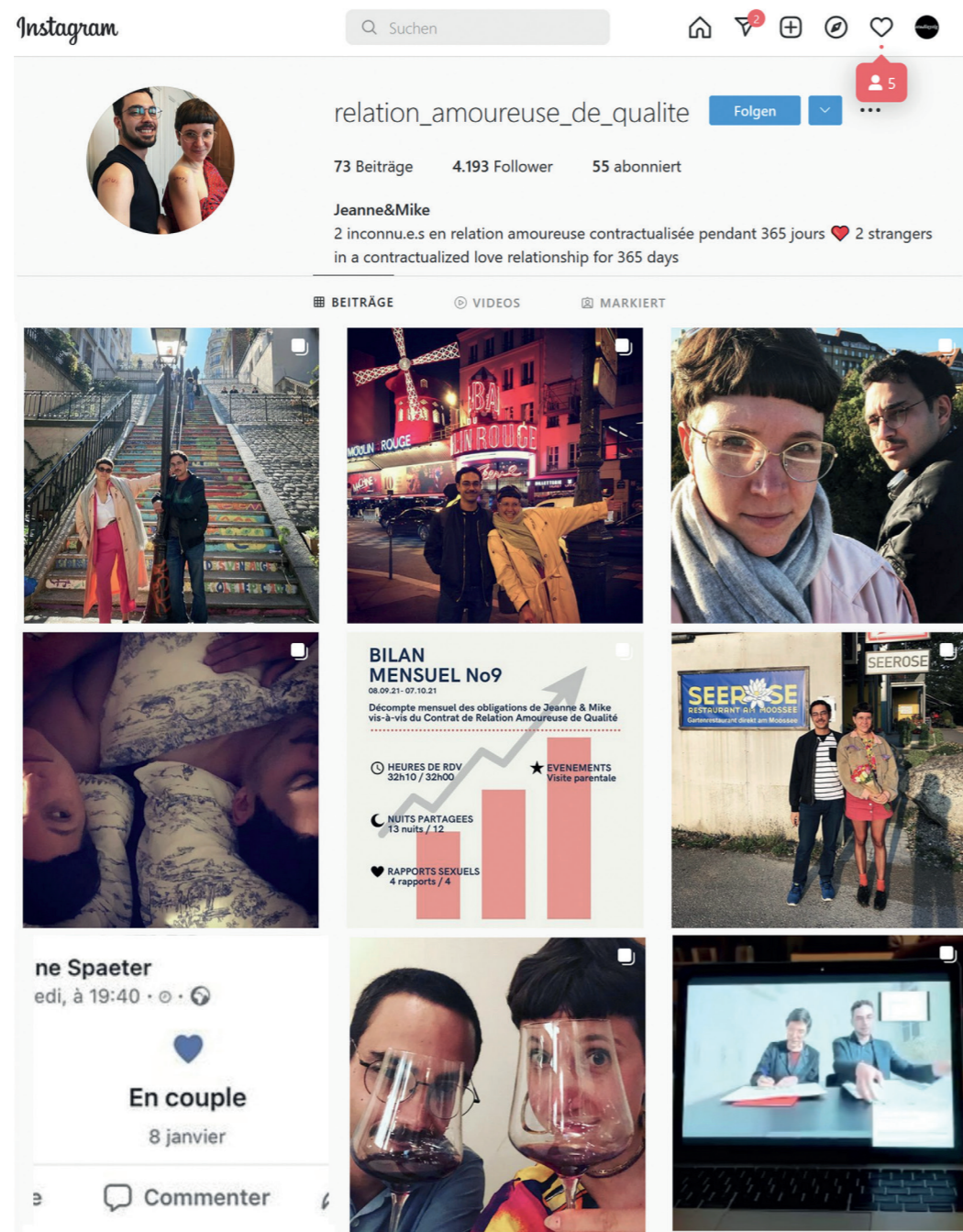
natürlichen Beziehung.» Als Grund nennt er Meinungsverschiedenheiten. «Mir wurde klar, dass ich mit einer Person mit solchen Ansichten keine Zeit mehr verbringen will.» Auch Jeanne berichtet, dass manche Themen schnell vom Tisch waren. Sie führte das menschliche Verhalten vor allem auf soziale Normen zurück, er auf biologische Faktoren.

Als sie ihr einjähriges Kennenlernen im Restaurant feiern wollten, kamen sie wieder darauf zu sprechen. «Wir haben uns angeschrien, ich habe bezahlt und bin gegangen», sagt Jeanne. Am nächsten Tag – am 12. November 2021 – eröffnete Mike ihr, dass er das Experiment abbrechen will. «Ich glaube, ihm ging es schon vor dem Streit nicht gut», sagt Jeanne. Sie bedauert, ihn in diese Situation gebracht zu haben. Trotzdem hätte sie die Performance aus künstlerischem Interesse gerne zu Ende geführt.

In der Küche von Jeanne gehen sie gemeinsam Klausel 12.1.3 durch. Sie regelt detailliert die Trennung. Unter anderem schuldet Mike Jeanne über 300 Franken, weil er den Vertrag vorzeitig auflösen wollte. Ein letztes Mal bricht Mike zur Enttäuschung von Jeanne eine Regel. Er weigert sich, das Geld zu bezahlen. Mittlerweile haben die beiden keinen Kontakt mehr – auch das eine Vorgabe des Vertrags. Entweder nach einem Jahr heiraten, oder sich nie mehr sehen.

Antworten auf ihre Fragen haben weder Mike noch Jeanne erhalten. «In Bezug auf Liebe habe ich in dieser Performance nichts gelernt», sagt Mike. Wenn überhaupt, sei er noch viel verwirrter als zuvor. Auch Jeanne hat mehr Fragen zum Thema Liebe als vor der Performance. Mit dem gesammelten Material – Tagebüchern, Nachrichten, Fotos und Kommentare – hat sie noch viel vor. Eine Beziehung in dieser Form gehört aber nicht mehr dazu. ♦

Mittlerweile haben die beiden keinen Kontakt mehr – auch das eine Vorgabe des Vertrags.



Die Beziehung hinterliess nicht nur bei Jeanne und Mike Spuren: Auf Instagram postete Jeanne wöchentliche Highlights der Beziehung, Statistiken zu den vertraglichen Vorgaben und Fotos von der gemeinsamen Zeit.



Zum Artikel «Vertraglich verliebt» in der studizyig #23.

Binäre Realitäten und queere Toiletten

Text: Mara Hofer
Bilder: Lisa Linder und Mara Hofer

Wie die Uni mit Nonbinarität umgeht, ist am Beispiel der Unisex-Toiletten gut aufzeigbar. Eine Balance zwischen Inklusion, Schutz und der Verhinderung von Diskriminierung zu finden, gelingt dabei nicht immer.

Eine der ersten Informationen, die wir über Menschen in Erfahrung bringen, ist das Geschlecht. Unsere Realität ist nach wie vor binär, also von den Zuschreibungen «weiblich» und «männlich» geprägt. Auch in der Sprache sind solche Bezeichnungen fest verwurzelt, obwohl die Wissenschaft längst bewiesen hat, dass sowohl das soziale als auch das biologische Geschlecht Spektren sind. Sind binäre Bezeichnungen und Beschriftungen zum Beispiel bei WC-Anlagen also noch gerechtfertigt?

Viele (gender)queere Menschen – so bezeichnen sich alle, die sich nicht heteronormativ verordnen – fordern Alternativen und wehren sich gegen die bestehenden Strukturen. Dazu gehören auch nonbinäre Menschen, die sich in den Kategorien «Frau» oder «Mann» nicht repräsentiert sehen. Trotzdem verhaften wir noch in einer durch und durch binären Realität. Wie verhält sich die Universität Bern in diesem Spannungsfeld?

«Natürlich wäre es schön, wenn wir unser Gegenüber zuerst als Menschen betrachten würden und nicht gleich als Männer und Frauen, begleitet mit allen stereotypen

Vorannahmen», so Fabienne Amlinger, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung (IZFG), «aber davon sind wir weit entfernt». Das binäre Denken von Geschlecht sei spätestens seit der Französischen Revolution tief in unserer Gesellschaft verankert. Dieses Denken in binären Kategorien zu überwinden, sei ein schwieriger Prozess, auch wenn sich uns Geschlecht derzeit hie und da etwas fluider präsentiert. Strukturell gesehen ist die Geschlechterbinarität aber nach wie vor die dominante soziale Realität, erklärt Amlinger.

Wie die Universität mit Nonbinarität umgeht

Die Universität Bern muss sich als öffentliche Institution mit Hürden aufgrund des Geschlechts auseinandersetzen. «Ein Problem sind die fehlenden Lösungen für den administrativen Umgang mit non-binären Personen», erklärt Ursina Anderegg, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung für Gleichstellung. An der Universität können die Leute momentan nur binär erfasst werden – Alternativen zu «Mann» und «Frau» gibt es keine. Das ist insbesondere für

Es wäre schön, wenn wir unser Gegenüber zuerst als Menschen und nicht gleich als Männer und Frauen betrachten würden.»



«Menschen, die von Diskriminierungen betroffen sind, brauchen Schutzräume», findet Fabienne Amlinger. (Foto: Vera Köpel)

«Ein Problem sind die fehlenden Lösungen für den administrativen Umgang mit non-binären Personen.»

internationale Studierende und Angestellte problematisch, etwa aus Deutschland, wo eine dritte Option im Pass möglich ist. Hier müssen sie sich dann aber als Mann oder Frau an der Uni einschreiben. «Da warten wir auf Lösungen beim Bundesamt für Statistik oder bei der nationalen Gesetzgebung», meint Anderegg. Momentan wird auf Bundesebene über die Einführung eines dritten Geschlechts diskutiert.

Im Sommer 2022 wird eine Antwort des Bundesrats auf Vorstösse erwartet. In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage, inwiefern das Geschlecht als Kategorie im Pass oder in einer Universitätsregistrierung überhaupt relevant ist. Schliesslich

gibt es genug andere Informationen, die einen als Person ausweisen.

Neben administrativen Hürden, die beseitigt werden müssen, können auch Dozierende ihren Beitrag zu einer gendersensiblen Universität leisten. Dies geschieht bereits durch eine mehrheitlich genderechte Sprache. Allerdings könnte in diesem Rahmen noch mehr verändert werden. So fragt Fabienne Amlinger in ihren Kursen im Rahmen der Vorstellungsrunde nach dem Pronomen der Teilnehmenden. Das könne auch gut im Alltag integriert werden. «Es ist lediglich eine Frage, doch sie ist wichtig, um das Gegenüber in seiner Identität zu respektieren», erklärt die Geschlechterforscherin.

Unisex WC-Anlagen im vonRoll-Gebäude

Ein weiterer Bereich, in dem die Universität mit dem Anliegen non-binärer Menschen konfrontiert ist, sind die WC-Anlagen.

Momentan wird auf Bundesebene über die Einführung eines dritten Geschlechts diskutiert.

Für Menschen, die sich nicht einreihen können oder wollen, ist das sehr schwierig. Wenn nicht gerade Pandemie ist, befinden wir uns oft in öffentlichen Räumen, Restaurants oder Kinos. Wenn nonbinäre Menschen an diesen Orten ein WC aufsuchen, wird unter Umständen blöd geschaut oder kommentiert. Obwohl eine gesetzliche Bestimmung besagt, dass geschlechtergetrennte Anlagen nach wie vor angeboten werden müssen, werden Unisex-WCs vermehrt diskutiert. Die Umwidmung von binären WC-Anlagen zu Unisex-Räumen, die für alle zugänglich sind, könnte Diskriminierung vermeiden und wird deshalb vermehrt angestrebt. Das Unisex-Label kann jedoch auch Probleme mit sich bringen. So ereigneten sich aufgrund fehlender Geschlechtertrennung an der Uni Bern schon Diskriminierungen, die sonst womöglich nicht zustande gekommen wären.

Die WC-Anlagen im vonRoll-Gebäude sind heute binär geschlechtergetrennt beschriftet. Doch das war nicht immer so.

Als das Gebäude 2013 neu eröffnet wurde, waren von Anfang an einige Toiletten als all-gender-Anlagen konzipiert. Das Projekt sollte als progressiver Vorstoss Inklusion fördern. Bloss wenige Wochen nach der Eröffnung ereigneten sich auf den Anlagen jedoch übergreifende Vorfälle. Ein Mann filmte Frauen in den Kabinen und die Story wurde dann relativ zeitnah von 20 Minuten publiziert. Die progressive Idee endete in einem Fiasko und es wurde entschieden, die WC-Anlagen wieder nach binärem Geschlecht zu trennen. Das Beispiel zeigt, dass genderneutrale Infrastrukturen ihre ganz eigenen Herausforderungen mit sich bringen.

Schutzräume

Was auf den Unisex-Anlagen im vonRoll-Gebäude geschah, verdeutlicht, dass neben dem Bedürfnis nach gender-neutralen Räumen auch eines nach Schutzräumen existiert. Solche Räume seien für alle Menschen wichtig, die von Diskriminierung betroffen sind, erklärt Amlinger. Das Problem der Unisex-Toiletten sei ein räumliches. Im vonRoll-Gebäude waren die all-gender-Anlagen so konzipiert, dass mensch durch langgezogene Räume zu den Pissoirs gelangte und dafür an den geschlossenen Kabinen vorbeilaufen musste. So durchquerten keine Leute die Pissoirs, wiederum ein Bedürfnis vieler Menschen mit Penis. Allerdings waren die Kabinen zur besseren Luftzirkulation oben und unten nicht geschlossen, was das Filmen erst möglich machte. Wenn die Architektur der Toiletten nicht allen Sicherheit gewährleisten



Inklusive WC-Beschriftung im theologischen Institut



«Die Toilette ist ein sehr intimer Ort», findet Ursina Anderegg

«Wichtig ist, dass die Menschen vor Ort die Veränderungen mittragen. Erst so funktioniert Inklusion»

kann, verbessern Unisex-Label die Situation also nicht unbedingt.

«Mir sind viele Fälle von sexualisierter Gewalt auf binären Toiletten bekannt, die von Cis-Männern ausgeübt wurden», führt Amlinger aus, «deswegen ist die bauliche Beschaffenheit bei Toiletten ein wichtiges Thema.»

Die Diskussion zeigt das gesamte Spannungsfeld der Thematik auf, in der verschiedene Bedürfnisse aufeinandertreffen. «Die Toilette ist ein sehr intimer Ort, gesellschaftlich und emotional stark aufgeladen», so auch Ursina Anderegg. Denn obwohl genderneutrale Räume gefordert und gefördert werden, stellt sich die Frage, welchen Mehr- oder Minderheiten welche Sicherheit gewährt werden muss. Sprich: Viele Menschen fühlen sich in binär getrennten Anlagen vor Übergriffen geschützt, wie sie sich 2013 ereigneten. «Einfach alle Toiletten als all-gender-Anlagen zu konzipieren, ist deshalb keine Lösung und gesetzlich auch nicht zulässig», so Anderegg. «Es kommt immer darauf an, wo sie sich befinden und wie sie ausgestaltet sind.»

Herausforderungen der Umwidmung

Nach dem gescheiterten Versuch im vonRoll wurde im Herbstsemester 2021 ein neuer gestartet, diesmal im Unitoblergebäude.

Dort widmete die Theologische Fakultät alle Toiletten bis auf zwei zu genderneutralen Räumen um. Bei diesem Pilotprojekt wurde das Rollstuhl-WC mit einem Wickeltisch ausgestattet, so dass auch Väter ihre Kinder in Zukunft problemlos wickeln können. Ausserdem wurde die Beschriftung der Geschlechtertrennung entfernt, die Anlagen sind nun bloss noch mit «WC» angeschrieben, so dass alle sie benutzen können. Das Projekt muss noch ausgewertet werden, bisher habe es aber keine negativen Rückmeldungen gegeben, so Ursina Anderegg. Das Ganze schein sehr gut zu funktionieren. Es handelt sich hierbei jedoch um eine weniger anspruchsvolle Ausgangslage: Die meisten Anlagen werden von Leuten aus umliegenden Büros genutzt, sie kennen sich und sehen sich oft. Zudem traten schon davor alle Geschlechter durch eine Tür ein, dahinter befanden sich einzelne, binär getrennte Kabinen. «Da ist die Hürde, sich

umzugewöhnen, wohl ein bisschen kleiner als bei einer sehr stark öffentlich frequentierten Anlage», meint Anderegg.

Die Sensibilität der Leute für Gender-Themen erleichtere die Umwidmung von Anlagen enorm. Wenn im Umfeld wenig Wissen über die Geschlechtervielfalt und die damit zusammenhängenden Diskussionen vorhanden sind, kann schon eine neue Beschriftung eines an sich seit je her genderneutralen Rollstuhl-WCs als Provokation aufgefasst werden. «Wichtig ist, dass die Menschen vor Ort die Veränderungen mittragen», erklärt Anderegg. Erst so könne Inklusion funktionieren. «Skeptische Leute werden erkennen, dass die Welt nicht untergeht, wenn es all-gender-WCs gibt», ist die Gleichstellungsbeauftragte überzeugt.

Die optimale Beschriftung

Oft finden sich auf öffentlichen WC-Anlagen die typischen Piktogramme von Figuren mit Rock oder Hose, «Frau» und «Männli». Diese sind auch ungeachtet der Binarität sehr problematisch und stereotyp. In den Toilettenanlagen des ehemaligen Kinos Alhambra, das von der Uni Bern für Vorlesungen genutzt wird, findet sich das Piktogramm einer Person, die zur Hälfte einen

Rock und zur Hälfte eine Hose trägt. Auch an der Uni Basel scheint solch eine Beschriftung mehrheitsfähig zu sein. Obwohl das Klischee problematisch ist, bringt es einen entscheidenden Vorteil mit sich. Denn wir sind uns Piktogramme gewohnt, sie erleichtern die Orientierung.

Die optimale Anschrift gibt es nicht. Bei den Beschriftungen von all-gender-Anlagen verhält es sich wie mit deren grundsätzlicher Einführung. Ob und wie eine genderneutrale Anschrift angebracht wird, ist situationsabhängig. Im Unitobler wurden die Anlagen mit «WC für alle» in Deutsch, Französisch und Englisch beschriftet. Wenn aber

nur ein WC-Symbol angebracht wird, führt dies oft zu Unklarheiten und Verwirrung. Deswegen wird oft nur noch angegeben, was wirklich drin ist: Pissoir, Kabine, Wickeltisch und ob der Raum rollstuhlzugänglich ist.

Gegenwart und Zukunft

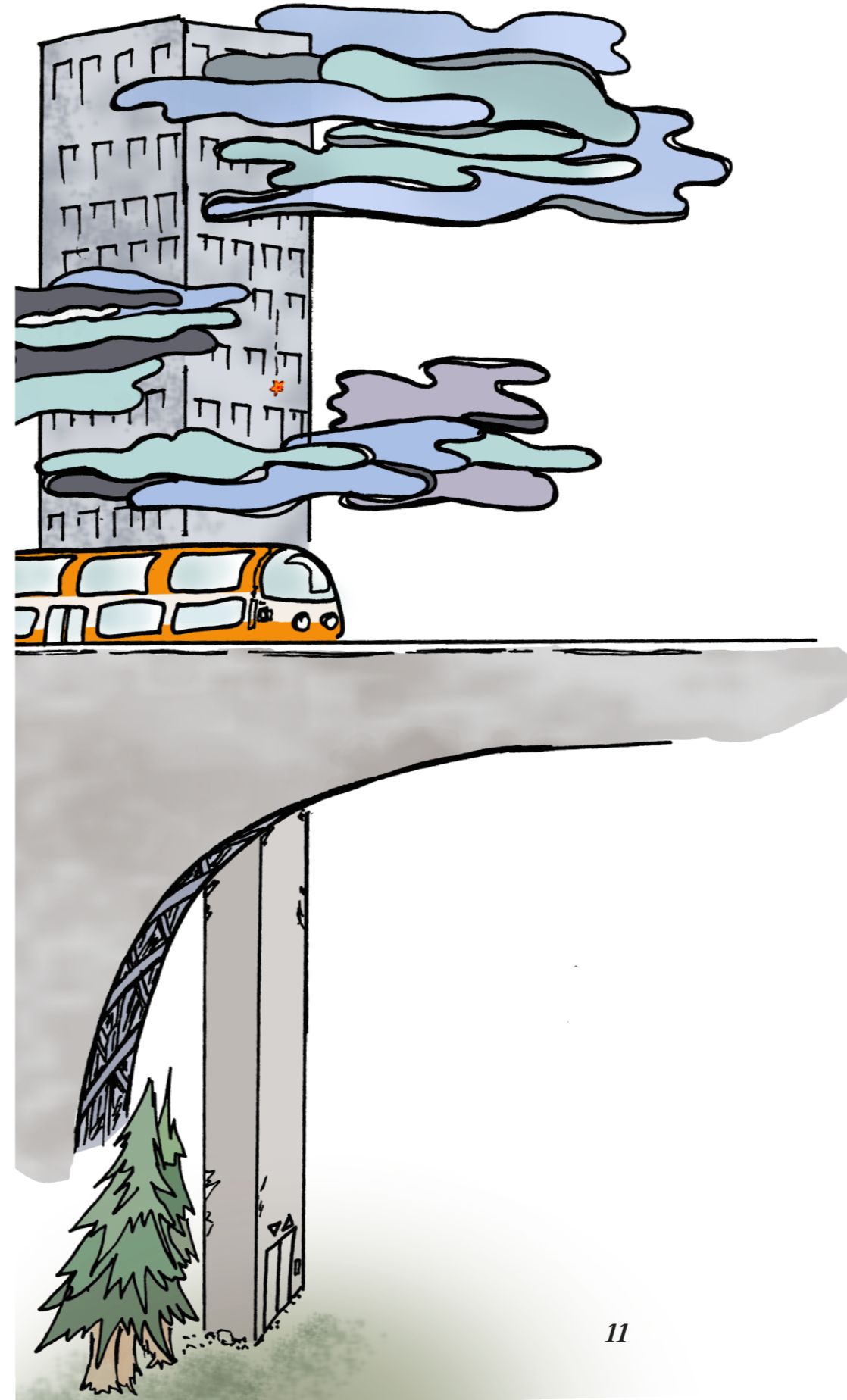
Laut Ursina Anderegg ist die Gestaltung von gendergerechten Räumen ein rollender Prozess. Die Uni Bern befasse sich seit längerem vermehrt mit der Thematik und momentan laufen verschiedene Projekte. Das Bedürfnis nach all-gender-Anlagen wurde in den letzten Jahren vermehrt geäussert, sowohl von Einzelpersonen als auch

von Instituten und Gruppierungen. Die SUB erstellte dementsprechend einen Leitfaden für die Einführung geschlechtsneutraler Toiletten. Das ist gut, aber nicht gut genug. Dem Thema sollte mehr Aufmerksamkeit und Energie entgegenbracht werden. Denn obwohl theoretisch über Geschlecht unterrichtet und geforscht wird, finden sich nur wenige Beispiele praktischer Umsetzung vonseiten der Universität. Schlussendlich geht es nicht nur um Toiletten und Rockpiktogramme, sondern vor allem um unser alltägliches Miteinander, sei das in Kursen oder in der Mensa. Und da besteht definitiv noch Luft nach oben. ♦



Die Stimme

Text: Janine Schneider
Illustration: Lisa Linder



Eine Kurzgeschichte vom Rande der Stadt.

Ihm gegenüber sassen zwei junge Frauen, die begannen, ihre Cheeseburger Royal aus der braunen MacDonalds-Tüte auszupacken. Einen, zwei, drei, vier. Dann die Pommes, die sie einzeln mit ihren langen, schwarz und silber lackierten Fingernägeln aus dem Karton klaubten und in den Mund stopften. Kein anderes Geräusch war in der S-Bahn zu hören, nur das Rascheln des Papiers und das Schmatzen der beiden Mädchen. Der Geruch nach Fett und Salz schwappte zu Stefan herüber. Als die Kleinere der beiden seinen Blick trotzig erwiderte, wandte er schnell den Kopf ab und starrte hinaus. Jetzt, im Winter, war es schon dunkel, wenn er seine Schicht antrat. Manchmal schneite es, dann blieben die Schneeflocken an den Scheiben der S-Bahn kleben oder wirbelten in den Fluss, der unter der hohen Bahnbrücke, über die sie fuhren, langsam dahinfluss. Meistens aber, wie heute, drückte die Nebeldecke auf das Flachland, wick das Grau des Tages dem Grau der Nacht. Sie fuhren nun direkt auf den Bahnhof zu. Worblaufen. Auf einem der Bahnsteige stand ein magerer Tannenbaum, der im Fahrtwind der S-Bahnen zitterte und mit einigen flackernden Lichterketten geschmückt war. Dahinter erhob sich, zwischen den Gleisen nach Nordwesten und denen nach Nordosten, ein rostrottes Hochhaus, die Farbe bereits etwas verblichen. Nur noch in wenigen Fenstern brannte Licht. «Metrohaus» stand in grossen Lettern an der Frontseite des Hochhauses, obwohl die Stadt Bern, zu der sich der Vorortsbahnhof noch zählte, keine Metro besass und auch nie eine besitzen würde.

Die S-Bahn fuhr ein. Er wusste, wie sie von oben aussahen, die orangen Waggons, die Leute, die klein und unbedeutend aus ihnen ausstiegen, abends so müde wie morgens. Er warf einen letzten Blick auf die beiden Mädchen, die bei ihrem

zweiten Cheeseburger angelangt waren und nun lautstark darüber stritten, wer schon mehr von den Pommes gegessen hatte. Dann nahm er seinen Rucksack und stieg aus. Draussen drang Stefan der Geruch nach Gülle in die Nase. Ein warmer Wind blies über die Bahnsteige und rüttelte am Tannenbaum. Die mit ihm ausgestiegenen Reisenden – eine Mutter mit ihren zwei Kindern, Laserschwerter in den Händen, ein älterer Mann an Stöcken und ein Jugendlicher in Adidas-Trainern – verschwanden schnell in der Unterführung. Die wenigsten verweilten hier länger als nötig. Aber Stefan hatte es nicht eilig. Steckte sich eine Zigarette in den Mund, liess sie unschlüssig auf und ab wippen. Dann steckte er sie wieder weg. Noch fünf Minuten bis zu seiner Schicht. Es war Freitag. Morgen würde Mipps kommen. Beim Gedanken an ihn wurde es ihm eng um die Brust. Um das Wochenende freizuhalten, hatte er in den letzten

Die wenigsten verweilten hier länger als nötig.

Wochen so viele Nachtschichten wie möglich übernommen. Vier Wochen war es her, dass Mipps ihn gefragt hatte, weshalb er eigentlich so wenig Zeit für ihn habe. Um sogleich mit leiser, entschuldigender Stimme anzufügen: «Mama sagt, du musst viel arbeiten.» Als würde er das natürlich verstehen. Stefan konnte sich genau vorstellen, wie sie Mipps mit ihrer beruhigenden Die-Welt-ist-gut-Stimme erklärte, weshalb er seinen Vater nur alle paar Wochen zu Gesicht bekam. Dabei stimmte das nicht einmal ansatzweise. Stefan spürte, wie ihn die Wut überkam, stopfte die Zigarettenspackung zurück in seine Steppjacke und lief zum Eingang des Hochhauses. Die Glastür öffnete sich von allein. Drinnen war es ebenso kalt wie

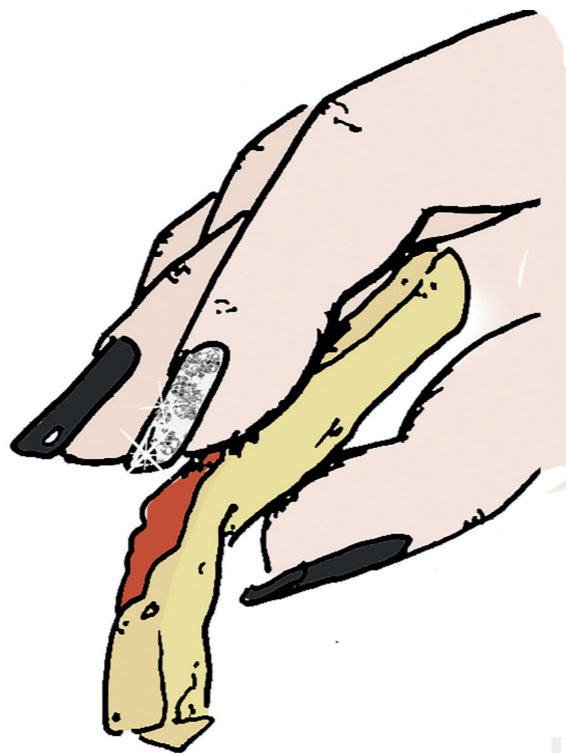
draussen, aber es roch nicht nach Gülle, sondern nach staubigen Teppichen und kaltem Schweiß. Neben dem Fahrstuhl begann das Treppenhaus. Seit er hier zu arbeiten begonnen hatte, nahm er nur noch die Treppe. Ausserdem an ihr vorbei. «Du weisst genau, dass wir zehn Minuten früher da sein sollen.» Er warf seine Steppjacke auf den Schreibtisch, stellte seinen Rucksack neben dem Stuhl ab. «Nicht, dass ich etwas verpasst hätte, oder?», gab er gereizt zurück und nervte sich, dass Betti es jedes Mal schaffte, ihn aus der Ruhe zu bringen. Sie hatte ihn von Anfang an nicht gemocht – schon, als er vor einem halben Jahr zum ersten Mal hier zur Tür hereingekommen war. «Es geht ums Prinzip», mit diesen Worten und ohne eine Antwort abzuwarten, schloss sie die Tür hinter sich. Stefan hörte, wie der Lift hochfuhr. Sollte sie doch steckenbleiben. Er liess einen Kaffee heraus, setzte sich auf den Bürostuhl und das Headset auf. würde es ihm guttun, sich kurz zu bewegen, die Wut rausschwitzen, bevor er die ganze Nacht am Bürotisch sitzend verbringen würde. Es waren neun Stockwerke. Stefan nahm jede Stufe mit Bedacht. Zufrieden stellte er fest, dass sie ihn nur noch leicht ausser Atem brachten.

Sollte sie doch steckenbleiben.

Als er ins Büro eintrat, wartete Betti bereits hinter der Tür, in ihren schwarzen Lederhosen, die Tasche mit Leopardmuster eng an sich gedrückt. «Hier bist du ja», sagte sie vorwurfsvoll. «Meine Schicht beginnt erst in einer Minute», antwortete er und drängte sich

an ihr vorbei. «Du weisst genau, dass wir zehn Minuten früher da sein sollen.» Er warf seine Steppjacke auf den Schreibtisch, stellte seinen Rucksack neben dem Stuhl ab. «Nicht, dass ich etwas verpasst hätte, oder?», gab er gereizt zurück und nervte sich, dass Betti es jedes Mal schaffte, ihn aus der Ruhe zu bringen. Sie hatte ihn von Anfang an nicht gemocht – schon, als er vor einem halben Jahr zum ersten Mal hier zur Tür hereingekommen war. «Es geht ums Prinzip», mit diesen Worten und ohne eine Antwort abzuwarten, schloss sie die Tür hinter sich. Stefan hörte, wie der Lift hochfuhr. Sollte sie doch steckenbleiben. Er liess einen Kaffee heraus, setzte sich auf den Bürostuhl und das Headset auf.

Das Einzige, was er an diesem Job mochte, war der Ausblick. Aus dem Fenster sah man weit über Gleise, Busdepot und Recyclinghof hinweg, man thronte richtiggehend über den dahinterliegenden Feldern, der Kläranlage und dem Fluss, in dem manchmal die Fischer in ihren Gummistiefeln



standen und der Kälte trotzten. Vielleicht würde er sich eines Tages selbst eine Angelrute kaufen. Stefan nahm einen Schluck Kaffee, verbrannte sich die Zunge. Der erste Anruf kam rein. Das ging ja schnell, dachte er sich und nahm ihn entgegen, bevor der nervtötende Klingelton lospiepsen konnte. «Guten Abend, Sie sind hier bei Zentrale Schober. Wie kann ich Ihnen helfen?» Am anderen Ende meldete sich eine ältere Frau. Im Hintergrund verunsichert: «Hallo? Können Sie mir helfen? Hallo?» «Machen

«Wissen Sie, in welchem Stockwerk Sie sich etwa befinden?», fragte er. «Irgendwo zwischen dem dritten und vierten», gab sie zurück. Mipps hatte grosse Augen gemacht: «Ein echter Prinz hat dich angerufen?» Stefan tippete alle Informationen ein und schickte den Auftrag los. «Machen Sie sich keine Sorgen, in zwanzig Minuten ist jemand bei Ihnen», versicherte er ihr, «Und sonst rufen Sie einfach nochmals auf diese Nummer an.» Sie brummte etwas vor sich hin und legte auf. Stefan entspannte sich etwas. Kein schlechter Anfang.

Für ihn galt Regel Nummer eins: Immer höflich bleiben.

Sie sich keine Sorgen, ich kann Ihnen gleich helfen», antwortete Stefan und bemühte sich, gelassen zu klingen. «Ich stecke fest», nun sprach die Frau lauter, vielleicht hatte sie Angst, er könnte sie sonst – über das Rauschen der Leitung hinweg – nicht verstehen, «Schon seit zwanzig Minuten. Und niemand hört mich!» Stefan korrigierte seinen Eindruck. Die Frau klang vielmehr empört denn verängstigt. Als wäre er persönlich schuld an ihrer Situation. «Ich schicke sofort unseren technischen Dienst vorbei», er warf einen Blick auf den Bildschirm, «Werkweg 25, stimmt das?» Die Frau bejahte und Stefan versuchte sich vorzustellen, wie sie wohl aussah. Älter, rot gefärbte Haare, Katzenliebhaberin. Ehemalige Kettenraucherin, aber jetzt umgestiegen auf E-Zigaretten. Früher vielleicht einmal Schauspielerin gewesen. Oder Parfümverkäuferin. Für Mipps dachte er sich immer kleine Geschichten zu den Menschen aus, die ihn anriefen. Die Astronautin auf dem Weg zur Raumfahrtmission. Ein Entfesselungskünstler, der sich selbst wieder aus dem Lift befreien konnte. Und letzten Monat ein Prinz, der im hauseigenen Schlosslift stecken geblieben sei.

Oft wurden die Anrufer richtiggehend panisch und schrien ins Telefon. Nachts schien die Möglichkeit näher, man könnte nun doch, entgegen aller Vernunft und Wahrscheinlichkeiten, einfach auf diesen zwei Quadratmetern steckenbleiben, niemand würde einen hören, die angstgefüllten Hilferufe, das laut pochende Herz, die röchelnden Laute, wenn man langsam verdurstete. Und er? Für ihn galt Regel Nummer eins: Immer höflich bleiben.

Schon wieder wurde ein Anruf zugestellt. Stefan nahm rasch einen Schluck Kaffee und klickte auf «Anruf annehmen». Eine ruhige, bestimmte Männerstimme meldete sich: «Guten Abend. Bin ich hier richtig bei Schober?» Es war eine Stimme der Sorte, wie sie Stefan immer gerne gehabt hätte, intelligent, charismatisch, perfektes Sprechtempo, eine, die im gebügelten Hemd daherkam, mit einigen angenehm tiefen Basstönen zwischen den gut gesetzten Konsonanten, die Stimme eines Mannes, dem man gerne zuhörte, und den die Frauen gerne küssten. Es hätte die Stimme eines Talkshowmoderators oder Nachrichtensprechers sein können, denn sie kam ihm bekannt vor, als hätte

er sie irgendwo schon einmal gehört. «Sie sind hier richtig. Wie kann ich Ihnen helfen?» – «Nun – ich stecke in einem Lift fest, was sonst?», die gebügelte Stimme hatte allerdings einen leicht genervten Unterton. Immer höflich bleiben. «Ich werde gleich jemanden vorbeischicken. Wissen Sie in etwa, auf welchem Stock Sie sich befinden?» Entweder Talkshowmoderator oder Unternehmensberater, dachte Stefan, dunkelblond, breitschultrig, zurück aus New York von einer Konferenz oder geradewegs aus dem Studio, Feierabend. Mipps würde er sagen: Pilot. «Ich denke im ersten. Der Lift ist, kurz nachdem er losgefahren war, stecken geblieben.» Abwesend tippete Stefan die Informationen ins System ein. Woher er die Stimme des Mannes wohl kennen konnte? Vielleicht war er auch ein bekannter Politiker. Oder Hörbuchsprecher. Einer von den Bären-Gutenachtgeschichten, die Mipps zurzeit so gerne mochte. Plötzlich stöhnte der Mann genervt auf: «Scheisse, das Licht...». «Alles in Ordnung?», Stefan ging nochmals kurz die Informationen durch, die er eingegeben hatte. Störung, Liftnummer, Adresse. Zuvor hatte er nur kurz darüber geschaut, aber nun blieb sein Blick an der Adresse hängen. Sandrain 8. Sein Hals war plötzlich sehr trocken. Irgendwo am anderen Ende der Leitung, genauer, am Sandrain 8, erklärte die Stimme genervt:

«Das Licht ist soeben auch noch ausgefallen.» Stefan antwortete nicht, starrte nur auf den Bildschirm. Mipps konnte sich die Adresse nie richtig merken. Strandrain, sagte er oft und verschluckte das R, sodass es tönte wie Standrain. Wenn das hiess, was es heissen könnte... Stefan spürte wie ihm das Blut in den Kopf schoss, wie in ihm alles zu einem harten, winzigen Klumpen zusammengepresst wurde, sein Magen, sein Herz, seine Lunge, ein schwarzer, schmutziger Klumpen aus Hass und Scham und Wut. Die Sprachnachricht auf ihrem Handy, damals. Er hätte sie nicht anhören dürfen und er wusste bis heute nicht, was er schlimmer fand. Dass er ihr von vornherein her nicht vertraut, oder dass er damit richtig gelegen hatte. Die Stimme in der Sprachnachricht hatte ihn auf der Stelle eifersüchtig gemacht. Sie klang intelligent, warm und war angenehm tief. Gebügelt. Und sie fragte nach der nächsten Gelegenheit für ein Treffen.

«Hören Sie mich noch?», die entnervte Stimme des Mannes holte Stefan aus seinen Gedanken zurück. Er zwang sich zu antworten. Immer höflich bleiben. «Ich höre Sie noch.» – «Nun ist auch noch das Licht ausgefallen. Ich sitze hier also im Stockdunkeln, es ist elf Uhr nachts und ich möchte nach Hause, haben Sie verstanden?»



«Selbstverständlich», sagte Stefan und versuchte, die Stimme am Telefon mit der Stimme in seinem Kopf abzugleichen. Wann bist du wieder ein Wochenende alleine zuhause? Wäre schön, dich bald wieder zu sehen. Die Sekunden zogen sich in die Länge. Der Mann im Fahrstuhl schweig und wartete auf eine Antwort. Wahrscheinlich dachte er, dass der Angestellte der Firma Schober furchtbar schwer von Begriff sein musste. Stefan wippte unruhig mit dem Fuss auf und ab. Er konnte nicht klar denken. «Einen Moment», sagte er noch, dann drückte er auf «Anruf beenden» und riss sich das Headset vom Kopf. Ihm war viel zu heiss. Schnell lief er zum Fenster und öffnete es. Gülle und Wind schlugen ihm entgegen.

Möglich, dass der Mann im Lift und der Mann damals nicht dieselben waren. Gut möglich sogar, dass er sich täuschte, dass die perfekt gebügelte Stimme ihn täuschte. Es gab sicherlich viele Menschen mit einer ähnlichen Stimme. Er liess das Fenster offen und durchquerte das Zimmer mit grossen Schritten. Frischer Kaffee. Der braune Saft rann dünnflüssig aus der Maschine. Genau genommen wusste Stefan nicht einmal, was aus dieser Affäre geworden war. Sie hatten nie darüber gesprochen. Und Mipps hatte er nie danach gefragt, ob es einen neuen gab, auch wenn er oft kurz davor gewesen war. Er fluchte und liess den gefüllten Kaffeebecher stehen, wo er war. Ein Anruf wurde zugestellt. Reflexartig eilte Stefan zum Bürotisch, entschied sich dann doch anders, blieb vor dem Bildschirm stehen. «Sandrain 8» stand im Infokästchen, das zusammen mit dem Anruf wieder erschienen war. Er liess den Klingelton zehn Sekunden piepsen, dann drückte er auf «Anruf ablehnen».

Sie hatten sich nicht sofort getrennt, damals. Sogar noch ein paar Mal miteinander geschlafen. Aber sie hatte keinen Laut von sich gegeben, als sie kam, nur verschämt zur Seite geschaut, unsicher, wo sie hingehörte, vielleicht, oder unsicher, was sie mit ihm anfangen sollte. Dann doch die Trennung, Scheidung vor dem Gericht, volles Programm. Sie, die das Sorgerecht für Mipps erhielt. Er, der seine frühere Stelle verlor.

Schon wieder das Piepsen. Er versuchte, sich Stimmen vorzustellen, Mipps Stimme oder auch ihre Stimme... hoch, undeutlich, kalt. Aber es gelang ihm nicht. Die Stimmen blieben nichts mehr als blosse Erinnerungen. Es piepste noch

immer. Stefan setzte das Headset wieder auf und nahm den Anruf entgegen. Kurz knisterte die Leitung, dann fragte dieselbe gebügelte Stimme mit einem verwirrten Unterton: «Hallo?» Das Hallo dröhnte unangenehm

Er konnte nicht klar denken.

laut ins Stefans Ohren. Immer höflich bleiben. «Guten Abend, entschuldigen Sie, wir hatten eine kleine Störung.» Es fiel ihm nicht schwer, zu lügen. Er hörte sich selbst zu, wie er einem Fremden zuhören würde. «Aber ich schicke Ihnen gleich einen Techniker vorbei. Ist in zwanzig Minuten bei Ihnen.» Er legte auf,

ohne eine Antwort abzuwarten. Schickte nach einem kurzen Zögern die Informationen an den Technischen Dienst. Ging langsam zum Fenster und sah hinaus. Ihm war übel. Den faden Geschmack von billigem Käse


im Mund. Sein Hals trocken. Er zündete sich eine Zigarette an und nahm zwei Züge. Dann warf er sie hinunter und schaute ihr nach, wie sie neun Stockwerke fiel und fiel, bis sie im Dunkel der Tiefe fast verschwand, ein kleiner, glühender Punkt zwischen den Bahnschienen, der noch kurz glimmerte und dann erlosch. ♦

Beschäftigt dich die Polarisierung unserer Gesellschaft?
 Dass sich Menschen mit unterschiedlichen Einstellungen immer seltener persönlich begegnen; dass übereinander statt miteinander gesprochen wird; dass Gleichgesinnte andere Positionen immer entschiedener ablehnen; dass der soziale Kitt wegbröckelt.
 Du möchtest etwas dagegen tun?

Wir vom forum³ starten das Projekt
«Studis rede zäme»

Das Ziel: wir führen Studierende der Berner Hochschulen mit unterschiedlichen politisch-gesellschaftlichen Werthaltungen zu Tandems zusammen, die sich zum Gespräch treffen.

Das Vorgehen: Du bist interessiert und navigierst über den untenstehenden QR-Code auf unsere Projektseite.
 Dort stellen wir dir sieben kontroverse Fragen, wie z.B.:
 Bist du für eine Impfpflicht gegen Corona? Oder:
 Braucht es Quotenregeln für Professor:innen-Stellen?
 Wenn du unsere Fragen beantwortest und dich anmeldest, suchen wir eine:n Tandempartner:in, der/die möglichst anders denkt als du. Dann ermöglichen wir den Tandems die Kontaktaufnahme für ein Gespräch, das jedes Paar individuell organisiert. Anmeldeschluss ist der Do 27. März 2022.



Dieses Projekt ist Teil des Veranstaltungszyklus «Risse in der Gesellschaft wahrnehmen, verstehen, überwinden.»

forum³
 Gemeinschaft • Spiritualität • Entwicklung
 ein Raum für Studierende

Danke, Endo

Text: Silvan Beer
 Bilder: Michael Schär

Endo ist tot. Erinnerungen an einen Menschen, der wie kein anderer die Stadt mit seiner Lebenslust und Wehmut durchdrungen hat.

Endo Anaconda hatte eine Bühnenpräsenz, die sich übersprudelnd über die ganze Stadt, ja bis ins Emmental ausdehnte. Man traf ihn des Öfteren irgendwo in Bern an und das allein war eine kleine Anekdote, die man am Abend gerne erzählte. Ich kannte Endo nicht persönlich und doch nahm ich ihn wie einen alten Bekannten wahr, wenn ich ihn in der Stadt sah. Seine Musik begleitet mich fast ein Leben lang – das erste Konzert erlebte ich als Kind auf den Schultern meines Vaters an einer Demo auf dem Bundesplatz, das letzte vor einem halben Jahr vor der Mühle Hunziken. Und jedes Mal, wenn ich ihn sah, lief seine Musik ein paar Tage wieder auf und ab und ich musste noch nach dem hundertsten Mal Hören wegen irgendeiner wunderbar verrückten Textzeile laut loslachen. Eine meiner liebsten: «Dr allerletscht düregheit Fliederwädel hei die Bsoffnige abschriss.» Fragt mich nicht, wieso.

Endo überall

Alle hatten eine kleine Geschichte über Endo zu erzählen. Es scheint jede*r Dritte irgendwann einmal in der Cuba Bar, im Pyri oder – wenn es ganz spät wurde – im Dead End mit ihm zu tun gehabt zu haben. Manche dieser Geschichten muten fast surreal an. So

«Da war einer, mitten unter uns, der so todtraurig und wunderschön die Liebe zum Leben besingen konnte.»

erzählte mir ein Bekannter, dass er Endo vor Jahren mitten in der Nacht aufrecht in seinem Cabrio stehend, wie ein Cowboy in den Steigbügeln, vorbeirasen gesehen habe.

Andere Anekdoten sind weniger schmeichelhaft. Da ist etwa der Beizer, der mir nach Jahren noch mit freudiger Empörung erzählte, dass Endo einmal betrunken in seiner Gartenwirtschaft nach Whiskey geschrien habe. Nicht wenige mögen sich an diesem polternden Querulanten gestört haben.

Ein Engel war Endo sicher nicht. Eine Stimme in der Kulturwüste war er definitiv, auch wenn er nicht wie Johannes der Täufer von Heuschrecken und wildem Honig lebte, sondern von Bratwurst, Gin Tonic und Zigaretten. Die Askese war nicht sein Ding, doch eine Röhre hatte er wie jeder Prophet vor ihm. Er trug auch kein Büsserhemd, sondern einen Anzug und schwarzweisse Oxfordschuhe wie ein Südstaatenblueser am Sonntag. Oder dann war er nackt, bis auf eine leere Packung Parisienne Jaune am Penis und tanzte wie ein Sonnengott durch die Altstadt. Das behauptete er jedenfalls in einer seiner Kolumnen.

Lebenslust und Weltschmerz

Ja, zuweilen war Endo ein richtiger Bacchus mit einem Riesenappetit in jedem Lebensbereich. Er hatte unzählige Liebschaften, Freund*innen, Feinde, Kinder, Fans, endlose Nächte und nicht enden wollende Tage – und die schwärzesten Augenringe diesseits vom Napf. Er trug eine Sonnenbrille, weil man ihm den bösen Blick nachsagte. Er bekreuzigte sich vor jedem Konzert, obwohl man ihm im katholischen Internat den Glauben ausgeprügelt hatte. Er war ein stures, zähes Rindvieh, das überraschend grazil über die Bühne tänzeln konnte. Und durch all diese Selbstinszenierung



und Selbstoffenbarung, diese Wesenszüge, Legenden, Konzerte, Lieder und Texte zog sich eine anrührende, tiefe Wehmut. Eine melancholische Sehnsucht nach dieser einen Umarmung, die tatsächlich Heimat bedeutet und nicht bloss das nächste Gefängnis ist; diesem einen Kuss, der sich nicht als Biss herausstellt; diesem einen Schluck, der tatsächlich den Durst löscht und nicht einfach den nächsten Kater einläutet.

Vielleicht wird mir das am meisten fehlen, dass da einer war, mitten unter uns, der so todtraurig und wunderschön die Liebe zum Leben besingen konnte. ♦

«Endo Anaconda hatte eine Bühnenpräsenz, die sich übersprudelnd über die ganze Stadt, ja bis ins Emmental ausdehnte.»



Ein Prophet in der Kulturwüste

Vermutlich sind wir alle rassistisch

Text: Lukas Zangger
Illustration: Lisa Linder

Über seine Zeit als Freiwilliger an der bosnisch-kroatischen Grenze mag unser Gastautor nicht schreiben. Stattdessen über das, was nachher kam. Ein Erfahrungsbericht über das Zurücksein in Bern.



Obwohl sich eigentlich nichts verändert hat, ist alles anders. Wir sitzen endlich wieder einmal zu viert am Familientisch. Mein Bruder stellt interessiert und eigentlich behutsam einige Fragen, auch die Eltern hören einigermaßen gespannt zu. Ohne dass ich es geahnt hätte, breche ich in Tränen aus. Das ist ungewöhnlich. Noch viel mehr ist Weinen angemessen. Jemensch schlägt vor, vielleicht über ein anderes Thema zu reden. Ich schüttelte den Kopf: Ich will die Frage unbedingt beantworten, warum ich an der bosnisch-kroatischen Grenze keine Frauen auf der Flucht angetroffen habe. Aber es gelingt

mir zwischen Tränen und Luftschnappen kaum, verständliche Laute zu bilden. Irgendwann empfehle ich statt einer ausführlichen Antwort den Bericht von Parwana Amiri «Meine Worte brechen eure Grenze – Briefe an die Welt aus Moria». Dieser Bericht – wenn auch aus Griechenland und nicht aus Bosnien – beschreibt das tragische Erleben von Menschen auf der Flucht sowieso besser, als ich es mir zusammenreimen und schildern kann.

Ich war nur sechs Wochen in Bosnien. Dort hat der Arbeitsalltag die Grausamkeit der Situation zur Normalität gemacht.

Wie viel es zu Rassismus tatsächlich zu sagen gibt, kann ich als weisse Person vermutlich weder erfassen noch erklären.

 **Bären TAXI** 031 371 11 11
Gratisnummer 0800 55 42 32

Zur Verstärkung unseres Teams suchen wir ab sofort oder nach Vereinbarung:

Schulbusfahrer/in ca. 10 – 20 Std. Woche (im Stundenlohn)

Einsatzzeiten: Nach Schulbetrieb, Montag – Freitag (Morgen, Mittag u. Nachmittag)

Anforderungen: Fahrausweis **Kat. B 121/122** (Berufsmässiger Personentransport) Zum Erwerb der erforderlichen Kategorien, können wir Ihnen weiter helfen.

Sie verfügen über gute Deutschkenntnisse, sind flexibel und belastbar. Eine zuverlässige Arbeitsweise, stressfreies fahren sowie ein zuvorkommender Umgang mit Kindern sind für Sie selbstverständlich.

Auch ein guter Nebenverdienst für Studierende, Hausfrauen und Pensionierte, die gerne unterwegs sind. Senden Sie uns eine kurze Bewerbung inkl. Kopie vom Führerausweis an:

Bären-Taxi AG, Weissenbühlweg 6, CH - 3007 Bern, oder an; bewerbung@baerentaxi.ch

Erst hier in Bern wird mir nach und nach bewusst, wie absurd die Lebensumstände an der Grenze zu Europa sind. Immer wieder tauchen Erinnerungen auf, immer wieder sehe ich in ihnen neue Dimensionen, die ich vor Ort nicht erkannt hatte. Ich weine regelmässig. Vielleicht immer dann, wenn ich Emotionen zulasse und mich dem kalten, pragmatischen Schweizer*innengroove nicht anpasse.

Weinen ist angemessen.

Tatsächlich irritiert mich vieles am Alltag in Bern. Menschen sind beschäftigt mit ihren eigenen Leben und halten sich für mehr oder weniger zufrieden. Für mich kommt es leider – und zum Glück – nicht mehr in Frage, mich von den unangenehmen Seiten des Seins abzulenken und ein «gewöhnliches» Leben zu führen. Gefühlt unterscheidet mich das von vielen Mitmenschen: Ich empfinde sie als kalt, unempathisch und fremd. Besonders gross wird mein Unmut beispielsweise beim Sammeln von Unterschriften gegen die Finanzierung der europäischen Grenzschutzagentur Frontex. Abgesehen von einigen Passierenden, die auf mich und meine Freund*innen zukommen und sofort unterschreiben, haben viele gerade Dringenderes zu tun. Haben Dringenderes zu tun, obwohl Organisationen wie das Border Violence Monitoring Network dokumentieren, wie Frontex systematisch Menschenrechtsverletzungen und illegale Pushbacks begeht. An der EU-Grenze werden Menschen geschlagen, ausgeraubt und verschleppt. Da drängt sich bei mir die Frage auf, wie es aussehen würde, wenn ich hier und jetzt der nächstbesten Person ihr Telefon und ihre Schuhe wegnehmen und sie irgendwo aussetzen würde. Vermutlich wären viele, die jetzt keine Zeit haben, dann doch der Meinung, solches Verhalten sei ein Problem – insbesondere wenn es durch Steuergelder finanziert wird.

Aber ja, Wut und Verzweiflung helfen weder Menschen auf der Flucht noch mir weiter. Trotzdem ist es oft schwierig für mich, nicht in solchen Gefühlen zu versinken. Dazu trägt bei, dass zwei Zusammenhänge für mich unbestreitbare Fakten sind. Erstens ist für mich klar, dass alle Steuerzahlenden schuldig sind, wenn sie sich nicht aktiv gegen menschenrechtswidrige behördliche Ausgaben wehren. Berner*innen, die das Verhalten von Frontex akzeptieren, sind somit meiner Meinung nach für die an der Grenze verübte Gewalt verantwortlich. Zweitens steht



Nur durch eine Unterscheidung zwischen «uns» und «den Anderen» ausserhalb der Grenze ist eine Abwertung und ein derartiges Wegsehen denkbar.

für mich fest, dass ein Ignorieren von solchen drastischen Zuständen nur deshalb möglich ist, weil wir alle Rassismus von klein auf gelernt und verinnerlicht haben. Nur durch eine – oft unbewusste und extrem mächtige – Unterscheidung zwischen ‚uns‘ und ‚den Anderen‘ ausserhalb der Grenze, die einzig und allein daran erkennbar sind, dass sie nicht weiss sind, ist eine Abwertung und ein derartiges Wegsehen denkbar. Leider habe ich nicht den Eindruck, dass diese Zusammenhänge von einer Mehrheit mitgedacht werden.

erfassen noch erklären. Stattdessen werde ich – in einem ersten Schritt, der vielleicht oft unterschätzt wird – zu diesem Thema schweigen. Stattdessen bietet es sich an, denjenigen zuzuhören, die vom Thema eine echte Ahnung haben. Eine solche Person könnte beispielsweise Tupoka Ogette mit ihrem Buch ‚Exit Racism‘ sein. Die Stimmen sind auf jeden Fall da. Vielleicht müssen wir uns endlich zusammenreissen und die faule Gewohnheit überwinden, sie immer wieder zu überhören. ♦



Deshalb: Wut und Verzweiflung tauchen immer wieder auf. Ich will eine stillschweigende Selbstfreisprechung von Verantwortung nicht akzeptieren. Unser Rassismus, genauso wie das Leiden und die Befindlichkeit anderer, gehen uns etwas an. Auch wenn diese ‚Anderen‘ Menschen sind, die nicht durch einen europäischen Pass privilegiert sind.

Auch in Zukunft in irgendeiner Form regelmässig aktivistisch unterwegs zu sein, ist dementsprechend auf jeden Fall meine Absicht. Dabei ein gesundes Mass von Engagement und Abgrenzung zu finden, wird in den nächsten Wochen eine Herausforderung sein. Neben dieser wichtigen Arbeit nach aussen will ich mich aber unbedingt auch kritisch mit meinem eigenen Rassismus und meinen Privilegien beschäftigen. Wie viel es zu diesem Thema tatsächlich zu sagen gibt, kann ich als *weisse* Person vermutlich weder

«Schimpfwörter passen gut zu mir»

Text und Bilder: Lisa Linder, Mara Hofer

Gina Walter ist Primarlehrerin und Slam-Poetin. Wie sie beides miteinander vereinbart und welches Billig-Gericht sie zu Texten inspiriert, erklärt sie der bärner studizytig im Gespräch.

2017 warst du Poetry Slam Schweizermeisterin U20. Nun bist du für die Schweizermeisterschaft 2022 qualifiziert. Passiert es, dass dich Leute auf der Strasse wiedererkennen? Ja, aber selten. Ich glaube, ich bin zu wenig Mainstream, als dass Leute mich erkennen würden. An den Schweizermeisterschaften meldet man sich ohnehin selbst an. Man muss dafür nicht nominiert werden. Teilnehmen können alle, die mindestens acht Mal irgendwo aufgetreten sind. Es gibt nur eine oberste Regel: Dein Text muss selbst geschrieben sein.

Wie würdest du deinen eigenen Style beschreiben? Das finde ich schwierig. Jemand sagte mir mal, meine Texte seien schwer beschreibbar, weder Hochdeutsch noch Mundart, aber doch einzigartig. Grundsätzlich schreibe ich über Dinge aus meinem Alltag,

über die ich oft nachdenke. Das meiste habe ich selbst erlebt, es sind kleine Momente in meinem Leben, die mich inspirieren – oder wütend machen.

Was triggert dich denn? Leute, die Spaghetti mit Ketchup essen. Das sieht unglaublich eklig aus und ich begreife nicht, wieso man das macht. Aber ich schreibe eigentlich nie über Themen, die mich ernsthaft aufregen. Politisches und Wertehaltungen zum Beispiel. Ich will nicht, dass jemand meine politische Einstellung bewerten darf.

Aber Politisches zieht sehr, oder nicht? Ja, das stimmt und das ist auch in Ordnung, schliesslich darf Slam alles, ausser diskriminieren. Viele Leute können sehr gut politische Texte schreiben und die sollen das gerne machen (lacht). Es ist ja auch wichtig, dass jemand

über diese Themen spricht und aufklärt. Aber ich könnte schlecht damit umgehen, wenn es nicht ankommt und hätte keine Lust, mit wildfremden Menschen darüber zu diskutieren.

Und abgesehen vom Politischen schreibst du über alles? Auch bei Privatem und Emotionalem halte ich mich eher zurück. Ich will das nicht mit allen teilen. Ich schrieb zwar mal einen Text darüber, wie ich mich in meinen Freund verliebt habe. Aber auch da versuche ich einen spielerischen Umgang damit zu haben – ist wohl auch Selbstschutz.

Willst du denn mit deinen Texten nicht provozieren? Doch, und zwar in jedem Text ein bisschen. Ich mag zum Beispiel Schimpfwörter, die passen gut zu mir und meinen Texten. Allerdings sind da die Reaktionen manchmal negativ. Auch meine Schüler*innen



haben schon Videos von mir gesehen, in denen ich fluche. Da muss ich dann erklären, dass das eine Bühnenperformance ist und ich im Alltag und vor allem als Lehrperson nicht so spreche.

Wann läuft es dir am besten beim Schreiben? Ich schreibe meistens am Abend, wenn ich alleine bin, so ab 22:00 Uhr läuft's gut. Vor allem dann, wenn in meinem Leben viel los ist, da ich dann mit Allerlei in Berührung komme. Hinderlich ist es, eine Woche lang nur in der Schule zu sein. Dann bin ich abends müde, aber war nur mit Kindern im Kontakt. Natürlich ist es auch lustig, einen Text darüber zu schreiben, aber nach drei Texten reicht's dann mal. Covid hemmt meine Inspiration auch, da man nicht so viel unternehmen kann.

Du schreibst ja auch Auftrags Texte. Für wen? Alles Mögliche. Zum Beispiel Privatpersonen, die sich bei mir melden, oder auch Museen, Schulen, Slam-Veranstaltungen, Politik...

«Preacher-Slams gibt es oft und ich finde es eine tolle Sache.»

Hast du auch schon Aufträge abgelehnt? Ja. Manchmal aus Zeitgründen, teils aber auch, weil ich mit den Auftraggeber*innen oder dem Honorar nicht zufrieden war. 200.- Franken für einen Text sind zum Beispiel zu wenig. Mit den Honorarempfehlungen des Verbandes der Autorinnen und Autoren der Schweiz bin ich meistens einverstanden.

Du hattest mal einen Auftrag in der Kirche, passt Poetry Slam da rein? Solche «Preacher-Slams» gibt es oft und ich finde das eine tolle Sache. Die Kirche hat es initiiert, weil sie den Anschluss zur Jugend suchte und sich offener zeigen wollte. Es gab keine Vorgaben oder Zensuren, sonst hätte ich nicht mitgemacht. Allerdings habe ich nicht damit gerechnet, dass sich danach viele kirchliche Organisationen bei mir melden würden, in der Annahme, ich sei in der Kirche engagiert.

Du sagtest mal, Slam sei am Anfang ein Hobby gewesen, nun aber ein Job geworden. Ja, das ist es, obwohl es mir immer noch viel Freude bereitet. Doch Slam nimmt so viel Zeit und Energie in Anspruch, dass ich nicht mehr nur nach Lust und Laune schreibe. Es ist zu aufwändig, als dass es einfach ein Hobby sein könnte. Darüber hinaus gebe ich jetzt auch Workshops, auch deshalb würde ich es nicht mehr als Hobby

bezeichnen. Mittlerweile bin ich offiziell registriert als selbständig erwerbend.

Dann hast du jetzt zwei Berufe nebeneinander? Zusammen mit meiner Arbeit als Primarlehrerin habe ich ein ziemlich grosses Pensum. Das ist manchmal anstrengend, aber ich finde es schön, dass meine Arbeit so gefragt ist.

In beiden Jobs stehst du vor Leuten und bist ausgestellt. Ja, aber ganz auf eine andere Art. Kinder sind gnadenlos, meistens finden sie einen nicht lustig, sondern uncool. Und das ist auch gut so, die müssen mich ja auch nicht cool finden. Natürlich brauchen beide Jobs mehr Auftrittskompetenz als ein Bürojob, aber sie sind schon sehr unterschiedlich.

Und bei den Auftritten, spielt es da eine Rolle, wer im Publikum sitzt? Ja, für mich gilt: Je anonym und grösser das Publikum, desto besser. Denn so ist es mir ziemlich egal, was die Leute denken, die sehe ich ja nie mehr.

Wie fest hängt denn die Textauswahl mit dem Publikum zusammen? Es gibt Leute, die einen Text absichtlich vor einem bestimmten Publikum bringen wollen, um zu provozieren. Das kann in beide Richtungen gehen: Man bringt einen Text, weil er passt, oder eben gerade, weil er nicht passt.

Hat sich viel verändert an den Auftritten, seit du slamst? Die Locations und Grösse meiner Auftritte haben sich sehr verändert. Ich werde nun auch ins Ausland eingeladen, was anfangs gar kein Thema war.

«Je anonym und grösser das Publikum, desto besser.»



Für mich persönlich ist das Auftreten nicht mehr so unbeschwerlich. Früher ging ich einfach auf die Bühne und habe geschaut, was geht und was nicht.

Und heute? Jetzt überlege ich mir viel mehr im Vorhinein, ob dieses oder jenes in den Text passt und ob ich das so vortragen möchte. Wenn der Auftritt gefilmt wird, mache ich mir Sorgen, ob das meine Schüler*innen sehen werden. Aber das Auf-der-Bühne-Stehen ist gleich geblieben, das fühlt sich seit jeher gut an.

Hemmt es dich also beim Schreiben, wenn du weisst, dass es vielleicht deine Schüler*innen sehen werden? Ja, schon. Denn zum Beispiel Feminismus und sexuelle Aufklärung liegen mir sehr am Herzen und ich würde es eigentlich gerne mal in einem Text behandeln, aber ich frage mich schon, ob sich die Eltern meiner Schüler*innen dann denken: Ah, das ist jetzt diese Lehrerin, die über Masturbation schwatzte.

Könntest du dir vorstellen, das Unterrichten zu pausieren, um freier zu sein in deinen Texten? Ich finde es schwer zu sagen, wo ich in fünf Jahren stehen werde. Vielleicht setze ich auf die Schule, vielleicht auf die Kunst oder auf etwas ganz Neues. Das überlege ich mir momentan, jetzt, wo die Pandemie zu Ende ist.

Zurück zum Feminismus: Welche Rolle spielt es auf der Bühne, dass du eine Frau bist? Die Leute erwarten natürlich, dass ich über genau solche Themen spreche, eben weil ich eine Frau bin. Dass ich nicht über Feminismus spreche, heisst nicht, dass ich nicht feministisch bin. Abgesehen davon finde ich es an sich schon feministisch, als Frau auf der Bühne zu stehen.

Zur Person

Gina Walter ist Primarlehrerin, Wortkünstlerin und Pastaliebhaberin. Die 24-jährige Baslerin steht seit 2015 regelmässig als Poetry-Poetin auf den Schweizer Bühnen, flucht und trägt lustige Texte vor. Seit 2017 nimmt sie an den Schweizermeisterschaften teil und ist auch für die kommenden vom 21. bis zum 23. April im Berner Stadttheater angemeldet.

Inwiefern? Ich zeige so, dass man als Frau auch lustig sein oder fluchen kann. Trotzdem werde ich immer wieder mit Sexismus konfrontiert. Und da ist auch diese Frage, die ich mir manchmal stelle: Bin ich eingeladen, weil ich eine Frau bin, oder weil ich gut ins Line-Up passe?

Kannst du ein Beispiel für Sexismus nennen, das du erlebt hast? Für eine Lesebühne hatten wir mal eine Finanzbesprechung. Es war ein Viererteam; zwei Männer, zwei Frauen. Als dann wir Frauen zum Meeting erschienen, waren die Verantwortlichen der Location ganz erstaunt. Einer Frau wird das weniger zugetraut. Auch wenn ich persönlich angefragt werde, muss ich immer wieder erklären, dass und warum ich eben kein Management habe. Es wird ein Management erwartet, oder, dass ein Mann das macht, nicht du selbst. Ein andermal bin ich von der Bühne gegangen und eine Zuschauerin wies mich darauf hin, dass meine engen Hosen vom Text ablenken würden.

Du hast gesagt, du willst zeigen, dass man als Frau auch lustig sein kann. Ist Lustigsein sonst den Männern vorbehalten? Ich glaube durchaus, dass Frauen sich eher fragen: Was, wenn nicht gelacht wird, was, wenn ich nicht lustig bin? Deswegen trauen sich Frauen vielleicht weniger, das überhaupt auszubücheln. Das hat ein jugendlicher oder Mann beispielsweise noch nie an einem Workshop gesagt. Aber es gibt noch weitere Gendergaps, vor allem bei den Themen, die in Texten angesprochen werden.

Was meinst du damit? Ich gebe Workshops in Schulklassen. Dabei fällt immer wieder auf: Tiefgründige, moralische Hammer-Texte, die dich kaputt machen, kommen oft von jungen Mädchen, zum Beispiel über Selbstverletzung und Gewicht. Währenddessen schreiben Jungs eher über Fussball.

Und lustige Texte kommen besser an? Ja, das passiert leider sehr oft. Natürlich ist das unfair für alle, die einen traurigen oder nachdenklichen Text schreiben. Aber das Ge-

«Slam darf alles, ausser diskriminieren.»

«Ich will nicht, dass jemand meine politische Einstellung bewerten darf.»

winnen ist gar nicht das Wichtige am Auftritt. Das sagen gerade diejenigen, die lyrische Texte schreiben. Sie wissen, dass ihre Texte handwerklich sehr aufwendig waren. Wenn sie nicht wertgeschätzt werden, war es vielleicht nicht das richtige Publikum, oder das Publikum war zu müde.

Wenn der Wettbewerb gar nicht im Mittelpunkt steht, wieso braucht es ihn dann noch? Darüber habe ich letzts mit Slam-Kolleg*innen diskutiert. Wir kamen zum Schluss, dass der Wettkampf nur fürs Publikum ist, damit die Leute das Gefühl haben, sie können etwas beitragen. Es geht darum, den Auftritt davon abzugrenzen, einfach ein Lese-Abend zu sein. Es ist spannender, wenn du entscheiden kannst, wer den Whisky mit nach Hause nimmt.

Macht euch der Wettbewerb zu Einzelkämpfer*innen? Grundsätzlich ist man schon alleine im Wettbewerb, obwohl es auch die Kategorie «Team» gibt. Aber der Wettbewerb ist den meisten egal. Wir kennen uns ja privat und unternehmen auch gemeinsam Dinge. Ich habe mehrere sehr gute Freundschaften geschlossen durch die Szene. So fühlen sich Meisterschaften eher wie ein Klassenlager an.

Wie beeinflusst dieser enge Austausch deine Texte? Inspiriert ihr euch gegenseitig oder läuft ihr Gefahr, in der Blase dieselben Themen wiederzukäuen? Ich glaube, man bewegt sich schon in einer Blase. Gerade weil man bewertet wird, wiederholt man das, was gut ankommt. Man merkt sich, was funktioniert und was nicht. Man will ja keinen Text schreiben, der die Leute nicht unterhält. Dennoch finde ich, dass der Austausch unter uns Slamer*innen zu mehr Diversität führt, denn themenmässig beschneiden wir uns überhaupt nicht. Wir ermutigen uns viel eher und geben uns konstruktive Kritik. Zum Beispiel: Hey, diese Pointe funktioniert besser, wenn du diese beiden Wörter tauschst.

Gibt es schweizweite Gruppen, in denen gemeinsam geschrieben wird? Für Schüler*innen schon. Es gibt ein Schreibhaus für Jugendliche in Basel und das Projekt

«Slam-at-school» in Bern. In St. Gallen macht «Solarplexus» etwas Ähnliches und im Aargau wird auch gerade etwas aufgebaut. Alle Angebote beziehen sich aber auf die Schule, für Erwachsene gibt es nichts. Ich fände es schön, wenn es ähnliche Projekte in einem grösseren Kontext gäbe, als Verein zum Beispiel.

Neben dem Text spielt das Auftreten ja auch eine Rolle. Wie wichtig ist schauspielerisches Können? Es gibt Leute, die Schauspielern überhaupt nicht. So etwa die Basler Slamerin Fine Degen, die ihre Texte einfach vorliest. Dank ihrer tollen Stimme funktioniert das wahnsinnig gut. Und es gibt das Gegenteil: Valerio Moser zum Beispiel schlägt auf der Bühne Purzelbäume und macht Handstände. Der Text spielt bei ihm eine andere Rolle als bei Fine. Wenn ich den vortragen würde, hätte das nicht dieselbe Wirkung. Man muss eine Balance finden für sich selbst, es gibt da keine Faustregel.

Du ziehst also keine verrückte Show ab? Nein. Zumindest übe ich im Voraus keine Performance ein, auch nicht vor dem Spiegel. Wenn ich einen Text das erste Mal vortrage, drucke ich ihn aus und nehme ihn auf die Bühne mit. Die Performance dazu entwickelt sich erst mit der Zeit, wenn ich merke, wo ich meine Stimme und meinen Körper einsetzen kann.

Du übst also Texte erst vor dem Publikum. Du recycelst sie aber auch immer wieder. Ja, klar. Ich habe etwa drei Texte pro Saison. Die darf man immer wieder vortragen, nur nicht am selben Ort. Manche haben bis zu fünf Texte pro Saison, aber mehr sind eher selten, ausser wenn jemand neu angefangen hat und gerade sehr schreibwütig ist. Von den Leuten, die ich oft auf der Bühne sehe, höre ich eine Saison lang immer wieder dieselben Texte.

Wird das nicht monoton? Und wenn schon! Valerio Moser sagte kürzlich zu mir: Es ist wie eine Band, die immer wieder ihre guten Songs spielt, da erwartet auch niemand, dass immer etwas total Neues kommt.

Was ist eigentlich der Unterschied zwischen Poetry Slam und Stand-Up Comedy? Das Poetry im Poetry Slam steht als Sammelbegriff für das Vortragen von Texten aller Art. Es gibt keine Begrenzung, Poetry Slam darf wirklich alles. Stand-Up-Comedians können auch bei uns auftreten, wenn sie ihr Set auf sechs Minuten anpassen.

Poetry Slam ist also diverser als andere Künste? Ich kann nicht bejahen, dass wir diverser sind als andere Künste. Aber wir sind schon sehr divers. Die Leute haben verschiedenste Hintergründe, sind jung und alt. Aus dem Bernbiet haben wir beispielsweise einen über 70-jährigen Slamer. Manche arbeiten Vollzeit kunstschaffend, andere sind unter der Woche im Büro. Aber alle bringen ihr Päckchen mit. Manche haben eine Familie, andere einen Garten. Wir sind wie ein Hobby-Fussball-Verein.

Und wie divers ist das Publikum? Mehrheitlich nicht sonderlich divers. Es sind Menschen, die sich das Ticket und die Zeit leisten können, sich dem Thema nicht verschliessen und die deutsche Sprache beherrschen, sprich ein eher linkes und weisses Publikum, das sich

dann vor allem vom Alter her unterscheidet. Es kommen Jugendliche sowie Erwachsene und Rentner*innen und auch immer wieder Leute, die noch nie an einem Slam waren. Am Anfang fragt man ja immer, wer das erste Mal an so einem Anlass teilnimmt, und da heben immer einige die Hand.

Du stehst nun schon seit mehreren Jahren auf der Bühne. Wie prägt dich die langjährige Erfahrung? Ich habe mehr Sicherheit. Ich weiss, wer ich auf der Bühne sein will und was ich sagen will. Am Anfang war das noch ein Ausprobieren. Ich musste herausfinden, was für eine Bühnen-Person ich sein wollte. Dabei versuche ich möglichst nicht zwischen normalem Ich und Bühnen-Ich zu unterscheiden. Ich bin auf der Bühne authentisch und spreche ja über Dinge, die mir begegnet sind.

«Frauen trauen sich weniger, lustige Texte zu schreiben.»

Hast du nie Lampenfieber oder Angst? Angst habe ich nur, dass sich die Steuerbehörden bei mir melden könnten, weil ich was falsch abgerechnet habe (lacht). Ich hatte früher ganz selten Lampenfieber, inzwischen eigentlich nicht mehr. Schon als Kind spielte ich gerne Theater und fand es cool, Vorträge zu halten. Auch meine Eltern standen immer voll hinter mir. Abgesehen davon hatte ich auch sehr viel Glück. Ich musste mich beispielsweise nur selten für Open-List-Auftritte eintragen, weil sich die Leute einfach bei mir meldeten.

Hast du einen Tipp für unsere Leser*innen? Falls du Slam nicht kennst: Komm doch mal und hör rein! Oder fang gleich selbst an zu schreiben, wenn du Lust hast. Wir sind offen für alle. ♦

SCHAUSPIEL BERN

Ab 18. März
Vidmar 1
Mit LEGI 50% im VVK
Last-Minute-Tix 15.-

JUGO JUGOSLAVIJA
von Bonn Park

B BÜHNEN BERN

Fabio (30) aus Sarnen fragt:

Begegnet man Chicorée gelegentlich auch in Trainerhosen?

Lieber Fabio,

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns einiger methodischen Kniffe bedienen. Umfassende Recherchen meinerseits haben ergeben, dass bis zum heutigen Tag keine Zichorie in Trainerhosen gesichtet wurde. Wie du vielleicht aus dem Einführungsstudium noch weisst, können wir deswegen diese Frage jedoch nicht endgültig verneinen. Wir müssen es annehmen, bis der Gegenbeweis erbracht wurde.

Dies erscheint mir keine zufriedenstellende Antwort. Ausserdem richtet sich meine Bezahlung nach der Zeichenzahl. Es liegt also unbestritten im Interesse aller, wenn ich diese Frage noch ein wenig vertiefe. Wie gelangen wir nun zu einer präziseren Aussage über die Garderobe von Blattgemüse? «Wer eine Jogginghose trägt, hat die Kontrolle über sein Leben verloren», lautet eine vielzitierte Aussage des deutschen Modedesigners Karl Lagerfeld. Hierin liegt nun besagter methodischer Kniff: In einem halbzulässigen Umkehrschluss heisst das, wir müssen nur klären, ob Chicorée die Kontrolle über ihr Leben noch haben. Für ein Gemüse, das die meiste Zeit in aufeinandergestapelten Kisten in abgedunkelten Räumen verbringt, lässt sich diese Frage leicht verneinen. Quod erat demonstrandum, sagt der geneigte Bildungsbürger dazu. Na siehste, würde meine Oma sagen.

Ich jedoch bin grosser Verfechter des Methodenpluralismus und schlage zur Überprüfung eine lose Assoziationskette nach Monty Python vor: Chicorée wird auf Schweizerdeutsch auch Brüsseler genannt, in Brüssel steht der Manneken Pis, Mannequin sind Schaufensterpuppen von Modegeschäften, Modegeschäfte befinden sich häufig in Malls, Malle ist nur einmal im Jahr, das Jahr hat 365 Tage, Tageslicht wird beim Anbau von Chicorée vermieden, Chicorée ist der Name eines bekannten Modegeschäfts, – an diesem Punkt, ich gebe es zu, wird die Argumentation etwas zirkulär, doch soll der Knoten halten, ist manchmal eine Extraschleife nötig – Modegeschäft ist das Gegenteil von Geschäftsmode. Und was gilt gemeinhin als maximal unprofessionell? Trainerhosen!

Uff, das kam einem Marathon gefährlich nahe. Darauf lege ich mich erst einmal mit meiner schlabbrigsten Schlalberhose auf die Couch und gönne mir – ganz im Zeichen des verpönten Geschmacks – einen Grenadinesirup. Mit Sprudelwasser!

Mit sofakartoffeligen Grüssen
Dein Experte – *noP*

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Coronavirus: Aktuelles Angebot

Wir bieten Ihnen – gerade auch in Corona-Zeiten – psychologische Unterstützung an! Die Beratungen finden online, telefonisch oder vor Ort (Erlachstrasse 17) statt. Termine können während den Bürozeiten telefonisch oder vor Ort mit dem Sekretariat vereinbart werden. Die Angebote der Beratungsstelle sind vertraulich und kostenlos.

Beratungen

Wir führen persönliche Beratungen durch zu den Themen: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lerntechniken, Laufbahnplanung und Berufseinstieg, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Die Mailberatung für Studierende (bei Sachfragen und persönlichen Anliegen) finden Sie auf unserer Website (unter «Beratungen»).

Information

Wir stellen umfassende Infos, Tipps, Videos und Downloads auf unserer neuen Website zur Verfügung, beispielsweise zu Themen wie Lern- und Arbeitstechniken, Studienfinanzierung, Studienplanung (Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat), Berufseinstieg (Kompetenzprofil, Standortbestimmung, Berufsfelder, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch), Psyche und Wohlbefinden, Chancengleichheit und Diversity oder Mobilität.

Zu studienbezogenen und psychologischen Themen (z.B. persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Ängste, Konflikte) finden Sie auch Fachliteratur in unserer **Bibliothek**.

Workshops

Wir bieten Workshops an zu diversen Lern- und Arbeitstechniken (z.B. Kompetent referieren, Prüfungsbewältigung, Arbeiten schreiben, Stressbewältigung, Aufschieben vermeiden) sowie zum Thema Berufseinstieg und Laufbahnplanung (siehe Programm auf unserer Website).

Beratungsstelle der Berner Hochschulen, Erlachstrasse 17, 3012 Bern
Tel. +41 31 635 24 35

E-Mail: beratungsstelle.bernerhochschulen@be.ch

Website: [beratungsstelle.bernerhochschulen - Startseite](http://beratungsstelle.bernerhochschulen-startseite)

Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)

Die Bibliothek ist am Mittwochvormittag geschlossen.

Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.



«Oliver Berger in den Grossrat, weil er sich was traut.»

Philippe Müller,
Regierungsrat FDP,
Sicherheitsdirektor Kanton Bern

Rätsel

Welches Lied ist gesucht?
Wir übersetzen die Lyrics
des Originals auf Berndeutsch,
ihr erratet den Song.

Sende das Lösungswort bis am 4.4.2022 an
raetsel@studizytig.ch.

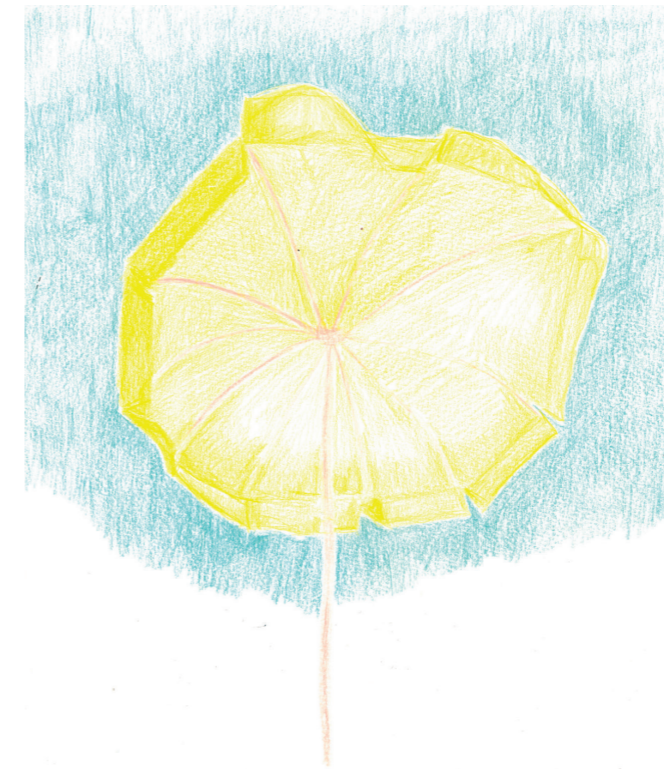
Zu gewinnen gibt es 1x2 Tickets für die
Aufführung «Jugojugoslavija» am 22.4.2022 der
Bühnen Bern.

Viel Erfolg!

Rätsel: bsz Redaktion



Ninas Perspektive



*meinst du, du hast
irgendwann genug Zeit?*

Illustration: Nina Kneubühler

Offener Hörsaal, geschlossene Gesellschaft

Text: Florian Rudolph, Julia Beck
Foto: SUB

Babette Hofstetter und Özgür K. haben am Projekt «Offener Hörsaal» teilgenommen. Dabei können geflüchtete Menschen ein Semester studieren und werden von einem*r Mentor*in betreut. Dass Özgür dennoch einer der wenigen ist, die sich auch regulär immatrikulieren, wirft Fragen zur Initiative auf – und natürlich zur Integrationspolitik.

Als klar war, wir würden einen Artikel zum Offenen Hörsaal schreiben, besuchten wir als allererstes die entsprechende Webseite der SUB. Dort heisst es: «Du bist Student*in an der Uni Bern oder interessierst dich für unser Projekt? Du möchtest gerne mitmachen und eine geflüchtete Person ein Semester lang im Uni-Alltag begleiten und ihr bei Fragen zur Seite stehen? Dann bist du hier genau richtig!» Darunter befindet sich eine Liste an Aufgaben: Stundenplan erstellen, die Uni zeigen, beim Ausfüllen von Dokumenten helfen. Und gleich darunter? Das Anmeldeformular. *Klick*. Ein einseitiges Dokument tut sich auf. Ausfüllen, abschicken, *wushhh*. So leicht wirst du Mentor*in!

Sobald uns Babette Hofstetter (Studentin im Bereich Osteuropa-Studien und Mentorin) und Özgür K. (Rechtswissenschaftsstudent und Teilnehmer beim Offenen Hörsaal) für ein Interview zusagten, ging bei uns das Kopf-Kino los: Beide sitzen stundenlang gestikulierend in einer Unicafeteria vor

einem E-Formular, das Haar zerrauft, aus den Ohren qualmt Rauch, Studierende kommen und gehen, sie bleiben. Mit Händen und Füssen versucht Babette zu erklären, was eine Unternehmensidentifikationsnummer ist und weshalb eine Meldung bei der Ausgleichskasse nötig ist.

«Vor allem geht es um einen persönlichen Austausch und darum, sich gegenseitig zu helfen und kennenzulernen.»

Babette, Mentorin & Studentin

Tatsächlich war Özgürs und Babettes Alltag viel vielschichtiger und Formulare erforderten keinen Langzeitarbeitsplatz in der Cafeteria.

SUB: Ihr habt im letzten Semester beim Offenen Hörsaal mitgemacht. Warum?

Özgür: Da ich in meinem Heimatland studiert und gearbeitet habe, wollte ich wissen, was hier möglich ist. Ich recherchierte Studien- und Arbeitsmöglichkeiten... So bin ich auf den Offenen Hörsaal gestossen.

Babette: Weil ich die Idee des Offenen Hörsaals sehr wichtig finde, wie die ganze Thematik des Hochschulzugangs und zur Gesellschaft generell. Und wegen der Begegnungen. Ich mache zum dritten Mal mit und es sind immer tolle Menschen dabei.

«Das Hauptproblem ist der Zugang zu Information.»

Özgür, Mentee & Student

Und was blüht dir, wenn du Mentor*in oder Mentee wirst?

Özgür: Du lernst das System kennen und die Kultur von hier. Und die Studis, die lernst du auch kennen.

Babette: Ich finde «blühen» etwas negativ; dich erwarten neue Leute. Du solltest bereit sein, dies und jenes zu erklären, Fragen zu beantworten und vielleicht einmal eine E-Mail irgendwohin zu schreiben. Aber vor allem geht es um einen persönlichen Austausch und darum, sich gegenseitig zu helfen und kennenzulernen.

...helfen auch bei E-Formularen?

Babette: Das war bei uns nicht so häufig Thema, weil Özgür schon immatrikuliert war und keine oder fast keine administrativen Hürden mehr überwinden musste. Und da er sehr gut Deutsch spricht

und Jurist ist, wusste er oft besser Bescheid als ich.

Özgür: Das Problem ist vor allem die Sprache: Ich habe schon ein wenig Deutsch gesprochen, als ich in die Schweiz kam. Aber ich habe Freund*innen, die kaum Deutsch sprechen können, und die haben viele Schwierigkeiten mit diesen Formularen. Und Formulare – davon gibt es hier in der Schweiz sehr viele.

Beim Offenen Hörsaal können Mentees lediglich Vorlesungen besuchen, die Prüfungen dürfen sie nicht mitschreiben. Wie war das für dich, Özgür?

Özgür: Dass ich nicht an Prüfungen teilnehmen konnte, macht eine Selbsteinschätzung schwierig für mich. Ich hätte gerne gewusst, wo ich stehe. Denn wenn ich im Studium nicht mithalten kann, würde ich gerne frühzeitig einen anderen Weg wählen.

Wo liegen eurer Ansicht nach die grössten Hürden für geflüchtete Menschen, die studieren wollen?

Özgür: Das Hauptproblem ist der Zugang zu Information. Natürlich habe ich gedacht: Ich habe in meinem Heimatland als Jurist gearbeitet, also werde ich damit weitermachen in der Schweiz und Jus studieren. Wenn mir meine jetzige Sozialarbeiterin nicht den Weg gezeigt hätte, wäre ich vielleicht immer noch ohne Studium.

«Da er sehr gut Deutsch spricht und Jurist ist, wusste er oft besser Bescheid als ich.»

Babette, Mentorin & Studentin



«Wenn offizielle Dinge erwartet werden, wird auch die Beziehung weniger warmherzig.»

Özgür, Mentee & Student

Babette: Dass es nicht um die Interessen der Personen geht, sondern um die möglichst schnelle Eingliederung in den Arbeitsmarkt und die Fähigkeit, wirtschaftlich so schnell wie möglich Leistung zu erbringen. Unabhängig von den Wünschen und Fähigkeiten der einzelnen Personen und davon, was das langfristig bedeutet.

Wie würde eure Google-Bewertung vom Offenen Hörsaal aussehen?

Özgür: Der Offene Hörsaal läuft ehrenamtlich. Mentor*innen und Mentees sollten sich über das Studi-Leben unterhalten und sich unbefangenen kennenlernen dürfen... Wenn offizielle Dinge von den Mentor*innen

erwartet werden, dann wird auch die Beziehung offizieller, weniger warmherzig. Ausserdem: Für Migrant*innen ist wichtig, ob sie ihren Fachbereich weiterverfolgen können. Welche Praktikumsmöglichkeiten habe ich hier und wie lange wird das dauern? Zum Beispiel gibt es viele Menschen, die vor 10 oder 20 Jahren hergekommen sind und jetzt hier arbeiten. Von denen ein Seminar zu besuchen wäre effektiv, denke ich.

Babette: Ich bin sehr einverstanden mit Özgür. Die Workshops sollten sich mehr um die Fragen der Mentees drehen, als darum, wie wir miteinander umgehen sollten. Aber trotzdem würde ich dem Offenen Hörsaal

viereinhalb von fünf Sternen geben. Der Offene Hörsaal war für mich auf alle Fälle eine Brücke, um mit den Themen Flucht und Asylpolitik in Kontakt zu kommen. Und das ist wichtig! Das ist die Grundlage, um über Veränderungen diskutieren zu können und sie anzugehen.

Wie viele Sterne würdest du geben, Özgür?

Özgür: Bezüglich des Kulturaustauschs schliesse ich mich Babette mit viereinhalb Sternen an, es bildet eine gute Brücke zwischen Geflüchteten und Studis. Bezüglich der Workshops im Offenen Hörsaal würde ich drei Sterne vergeben, da sie für die Bedürfnisse von Geflüchteten nicht so relevant sind und sich das Programm noch weiterentwickeln sollte.

Wenn ihr in der Unileitung sisset, wie würdet ihr den Offenen Hörsaal verändern?

Babette: Ich würde sicher den Zugang zum Studium vereinfachen oder auch den Offenen Hörsaal als Sprungbrett zu einem «richtigen» Studium, das auch anerkannt wird, ansehen. Weil... Özgür, bist du nicht sogar der Einzige? Ich kenne sonst keine Person, die an der Uni studieren konnte nach dem Offenen Hörsaal.

Özgür: Ich weiss auch nur von wenigen, die studieren. Eines der grössten Probleme ist die Sprache. An der Uni Bern gibt es gute Möglichkeiten für Sprachkurse, aber die sind für den Offenen Hörsaal geschlossen. Das würde ich ändern. Und ich denke, dass die Prüfungen offen zur Teilnahme sein sollten, wie in französischsprachigen Kantonen. Und wenn du bestehst, kannst du dir das Fach anrechnen lassen, sobald du das Studium anfängst. Diese beiden Punkte wären mir am wichtigsten.

Habt ihr denn das Gefühl, dass der Offene Hörsaal in der jetzigen Form einen Beitrag zu einem gerechteren Zugang zu Bildung leistet?

Babette: Ich glaube ganz grundsätzlich, dass – egal welches Thema – es immer erst in kleinen Projekten anfängt und dass diese kleinen Initiativen genau deswegen wichtig sind.

Özgür: timmt. Und die Organisation wächst auch. Letzten Endes ist es wie bei allem im Leben: Veränderung braucht Zeit.

«Der Offene Hörsaal war für mich auf alle Fälle eine Brücke, um mit den Themen Flucht und Asylpolitik in Kontakt zu kommen.»

Babette, Mentorin & Studentin

Der Offene Hörsaal ist eine Initiative der SUB und möchte Zugang zu Bildung und Gesellschaft schaffen und die Möglichkeit aufrufen, einen Einblick in den Studialltag der Uni Bern zu bekommen.

Für mehr Inputs zur Bildungspolitik gleich die Agenda zücken und den 24. März 2022 von 19.00 bis 20.30 Uhr, inkl. anschliessendem Apéro, reservieren. Im Kuppelraum des Hauptgebäudes findet die Veranstaltung «Flucht und Studium» im Rahmen der Aktionswoche gegen Rassismus statt. Weitere Infos zur Veranstaltung siehe Grafik unten. ♦



Flucht & Studium

Input und Gesprächsrunde

Donnerstag, 24. März 2022 19.00 – 20.30

mit anschliessendem Vernetzungsapéro Kuppelraum, Hauptgebäude Uni Bern, Hochschulstrasse 4, ☎ Anmeldung unter wost@sub.unibe.ch

PERSPEKTIVEN - STUDIUM
Hochschulzugang in der Schweiz.
Informationen für Geflüchtete

Mit der Flucht erleben viele Menschen eine Dequalifizierung. Im Herkunftsland haben sie studiert oder bereits ein Studium abgeschlossen. In der Schweiz angekommen, hoffen sie, ihr Potenzial hier einbringen zu können. Doch Hochschulen und der qualifizierte Arbeitsmarkt bleiben schwer zugänglich.

Im Gespräch tauschen sich mehrere Personen über ihre Erfahrungen aus und werfen einen Blick auf Vergangenheit und Gegenwart des Hochschulzugangs in der Schweiz.

weitere Infos unter sub.unibe.ch

mit anschliessendem Vernetzungsapéro

Kuppelraum,
Hauptgebäude Uni Bern,
Hochschulstrasse 4, ☎

Anmeldung unter
wost@sub.unibe.ch



PERSPEKTIVEN - STUDIUM
Hochschulzugang in der Schweiz.
Informationen für Geflüchtete.



11. März 2022
23:00

15.- / 10.- mit Legi

23:00

Hermanos Perdidos

00:30

KlangDruide

02:00

Naomi Nacht

la fête

Einspruch Club Bern



bsz - la fête Vorverkauf
Tickets eventfrog

bsz

bärner studizytig